

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 167.

Donnerstag, 20. Juli.

1916.

Die Braut aus Kanada.

(29. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Irmgard hatte mit großen, bang aufgeschlagenen Augen den Redestrom der geängstigten Frau über sich ergehen lassen. „Er ist fort und kommt nicht wieder“, diese Worte prägten sich ihr ein, darüber hinaus konnte sie vorerst nicht denken — sie preßte ihre Hand gegen die Stirn und sagte mühsam:

„Meine gute Frau Kunstmann, so gern ich dem Fritz und Ihnen helfen wollte, ich kann bei Papa nichts ausrichten. Das weiß ich bestimmt. Er liebt es nicht, daß Mama oder ich uns irgendwie in seine geschäftlichen Angelegenheiten mischen. Warten Sie einen Augenblick, liebe Frau Kunstmann, lassen Sie mich nachdenken, was zu tun ist.“

Sie erhob sich schnell und trat an das breite Fenster, um ihre heftige innere Bewegung zu verbergen. Mit beiden Handflächen stützte sie sich auf die Fensterbrüstung — ein Zittern rann durch ihre Glieder, mit aller Gewalt drängte sie die Tränen, die ihr brennend in die Augen stiegen, zurück.

Draußen lachte die Sonne.

Im Vorgarten der Löhnsstädtchen Villa hier draußen vor dem Burgtor blühten Narzissen und Tagetten. — Irmgard aber meinte in eine öde, graue Landschaft hinauszublicken. . . . Er kommt nicht wieder. . . . Wie fressendes Feuer gruben sich diese Worte in ihre Seele.

Hinter ihr ertönte das leise, trostlose Schluchzen der Mutter, die um die Zukunft ihres Sohnes bangte.

Irmgard nahm sich zusammen. Sie war ihres Vaters Tochter. Es lag ihr im Blut, wo es nützt, ohne viel zu zaudern, einen Entschluß zu fassen:

„Liebe Frau Kunstmann“, sagte sie, „weinen Sie doch nicht so. So schlimm ist es ja noch lange nicht, wie Sie es ansehen. Hier in Lübeck kann ich für Fritz nichts tun, aber verlassen Sie sich darauf, es wird gut für ihn geordnet werden. Er muß sich natürlich auch selber ordentlich halten. Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an Herrn Delarue in Berlin geben, den Stiefbruder des Herrn von Strodtmann.“

Eilig warf Irmgard einige aufklärende Zeilen an Fred auf einen mit ihrem Namenszug versehenen Briefbogen: „Ihr Bruder, lieber Fred, hatte dem jungen Menschen, dem Überbringer dieses Schreibens, versprochen, ihn bei Ihnen im Geschäft anzustellen, in der Eile seiner Abreise aus Lübeck hat er dies Versprechen vergessen. Frau Kunstmann, die Mutter des Fritz, sagt, Ihr Bruder käme nicht mehr hierher zurück. Uns ist nichts Näheres darüber bekannt. Sie dürfen Fritz getrost auf meine Verantwortung hin bei sich anstellen. Tun Sie es mir zu Gefallen — und auch um Haralds willen, an dem mein Schicksal mit einer rührenden Treue hängt. Mit herzlichstem Gruß Ihre Irmgard Löhnsstadt.“

Irmgard händigte Frau Kunstmann den Brief ein und drückte ihr ein Zwanzigmarkstück als Reisegeld für

Fritz in die Hand. „Er soll noch heute abreisen, forger Sie dafür, Frau Kunstmann, und sich in Berlin sofort bei Herrn Delarue melden. Wenn er sagt, daß er mit einer Botschaft, die Herrn von Strodtmann beträfe, käme, so wird er sogleich vorgelassen werden. Herr Delarue wird ganz bestimmt für Fritz sorgen.“

Als Frau Kunstmann unter reichlichen Dankesversicherungen gegangen war, sank Irmgard auf den ersten besten Stuhl.

Hatte sie im Impuls recht gehandelt? Ja — denn Fritz' Mutter durfte hier nicht weiter herumtragen, daß Harald schuld daran war, daß ihr Sohn stellenlos geworden.

Irmgard sagte sich, daß Harald, ohne Rücksicht auf die Seinigen zu nehmen, seinen eigenen Weg gehen würde. . . . Für sie war er verloren. . . . Er würde nicht wiederkommen. . . . Er gehörte einer anderen — und sie — sie mußte ihn vergessen: sein hübsches, schmales Gesicht, seine Stimme, die sich so sehr in ihr Ohr und ihr Herz geschmeichelt hatte, sein jugenhaftes Lachen, seine leichtfertige Art, auf die ihr Vater so sehr schalt, die sie aber um so mehr an ihm gern hatte. . . . Sie konnte selbstamerweise ihrer Rivalin nicht zürnen, ein geheimes Band der Sympathie spann sich von ihr zu jenem Mädchen, das außerhalb der Kreise, in denen sie, scheinbar vom Schicksal dadurch bevorzugt, lebte, stand.

„Wenn er nur glücklich wird“, dachte Irmgard und schlug in ausbrechendem Schmerz beide Hände vor ihr blaßes Gesicht.

Bis zu dieser letzten Stunde jetzt hatte sie noch immer im geheimen ein Glück für sich erhofft, das ihr von Harald kommen würde. . . . Sie hätte ihm alles verziehen: seine Leidenschaft für Henriette Santen, die so viel Staub in der Stadt aufgewirbelt hatte — seinen sonstigen Leichtsinn. So wie er war, hätte sie ihn, ohne sich zu besinnen, genommen, hätte ihrem Vater gesagt: Harald Strodtmann oder keinen, Papa! Liebe läßt sich nichts vorschreiben. Wenn du willst, so kannst du mich enterben, wenn dir dieser Schwiegersohn nicht recht sein sollte.“

Nun aber war alles, alles, was sie an seligen, heimlichen Träumen ausgesponnen hatte, zu Ende. . . . Sie wußte ja nicht einmal, wo in der weiten Welt sie Harald Strodtmann suchen sollte. Sie glaubte nicht recht daran, daß er nach England gegangen war, er hatte seine Fährte verwischen wollen mit jenem göttlichen Leichtsinn, den er immer auf sein Schild geschrieben hatte, sein Lebensschifflein flott und verwegend steuernd, ohne die Folgen seiner Handlungen zu überlegen. . . .

* * *

Der Schnellzug, aus Calais kommend, eilte durch stockfinstere Nacht dahin.

Im reservierten Abteil erster Klasse lag Harald Strodtmann, bleich, mit geschlossenen Augen.

Auf dem Polster ihm gegenüber saß Henrika, hatte sich zu ihm geneigt und hielt seine schlaff herabhängende Rechte mit ihren beiden Handflächen umspannt.

Anfangs hatte ein kaum merklicher Gegendruck seiner kaltschütter Finger ihr bewiesen, daß ihre Liebeslösung ihm wohl tat — nun gab er jedoch kein Zeichen von Bewußtsein, — er schlief — seine Brust hob und senkte sich in leisen Atemzügen. Seine Stirn bedeckte ein mit köstlichem Wasser durchtränktes Taschentuch.

Schon auf dem Dampfer, bei der Überfahrt aus Dover, hatte Harald das beginnende Kopfweh, das ihn bis zu halber Bewußtlosigkeit brachte, gespürt. Er hatte vergeblich dagegen angekämpft.

Seit heute früh war er Henrika dy Santos Gatte.

In England bedurfte es keiner großen Formalitäten, um rechtskräftig getraut zu werden.

Beide — er sowohl wie Henrika waren mündig. Die nötigen Papiere waren beschafft worden und in Ordnung gewesen. Es war alles vollkommen korrekt vor sich gegangen, trotz des Sticks in das Abenteuerliche.

Von Paris aus beabsichtigte Harald, seiner Mutter und seinem Bruder seine Vermählung mitzuteilen, für seine Heimlichtuerei Verzeihung zu erbitten, und ihnen klar zu machen, daß es so am allerbesten war, wie er es eingeleitet hatte. Der Kampf, der sich andernfalls zwischen ihnen entsponnen hätte, wäre möglicherweise die Veranlassung zu einem niemals gutzumachenden Bruch geworden.

Harald hatte sich wiederholt gesagt, daß er ja ein Mittel hätte anwenden können, das bei seiner Mutter und wohl auch bei Fred unfehlbar gewirkt haben würde. Doch er hatte darauf verzichtet. . . . Es war ja auch undenkbar, daß die Mutter ihrem Lieblingssohn gegenüber unverföhllich sein würde, weil er eine Frau geheiratet hatte, die ihr nicht nach dem Sinn war.

Es war zu fatal, daß ihn nun unterwegs — und noch dazu an seinem Hochzeitstag — diese unerträgliche Kopfweh, die sich in den letzten Wochen so erschreckend verschärft hatte, befallen mußte. Das narkotische Mittel, das er stets in seiner Tasche trug, hatte ihm nun endlich Linderung verschafft. . . . Langsam schwand ihm die Sinne. . . . Freundliche, lichte Bilder gaukelten vor seinen Augen. fühlten ihn sanft in das Reich der Träume hinüber.

Er sah seine Mutter, die mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu kam — er fühlte noch verworren den Druck von Henrikas lieben, weichen Händen — oh, er war so glücklich, wie noch niemals zuvor in seinem Leben. Er atmete tief und friedlich, wie ein schlummerndes Kind.

Behutsam löste die junge Frau ihre Hände aus den seinen. Unhörbar glitt sie hinaus auf den Gang vor dem Abteil, ließ die Fenster dort herab und blickte in die Dunkelheit der fremden Landschaft, die der Zug in eilender Fahrt durchflog.

Hier und da blickten die Dächter einer Ortschaft auf, zeigte sich, wie ein heller Punkt auftauchend und allso gleich wieder verschwindend, eine Haltestelle.

Die laue Nachtlust tat Henrika wohl.

Sie sammelte ihre Gedanken. Im Laufe der letzten Woche war unendlich viel auf sie eingestürzt. Wie in einem Traum war sie durch diese Tage dahingegangen, die Führung ganz und gar Harald überlassend.

Wie ein Traum erschien es ihr auch noch, daß sie nun Baronin Strodthmann hieß, die Schwägerin des stolzen Fred Delarue geworden war. . . . Wenn er das hätte ahnen können, als er sie vor Jahren als Hans Grönings Braut aus Kanada herübergebracht hatte. . . .

(Fortsetzung folgt.)



Edle Menschen betreten mit edlen Menschen die Lebensbahn der Geistesvervollkommenung, für alles Gute, Schöne und Große, zum Wohle der Allgemeinheit und um ihrer selbst willen. R. S.

Kirschen.

Kulturgegeschichtliche Skizze von Franz Vßlinger.

Es war im Jahre 64 v. Chr. Geh., Lufull, der siegreiche Feldherr, war eben aus dem Orient zurückgekehrt und hielt in den Straßen Roms seinen Triumphzug. Ein sechs Fuß hohes goldenes Kolossalbild des von ihm bezwungenen Königs Mithridates von Pontus, viele massiv goldene Betten, zahllose goldene und silberne Gefäße, annähernd drei Millionen Drachmen auf dem Rücken von hundert Maultieren u. a. m. führte er als Glanzstück seiner Beute den staunenden Römern vor und mit 100 000 Hektolitern griechischen Weines bewirtete er zur Feier des Tages die Bewohner der Tiberstadt.

Neben diesen glänzenden Beutestücken aber hatte er aus der zwischen Sinope und Trapezunt liegenden, von ihm zerstörten Stadt Cerasus ein weit unscheinbares Etwas mitgebracht, ein Kirschbäumchen, das im Frühjahr große, köstliche, wohlgeschmeckende Früchte trug. Die goldenen und silbernen Schätze Lufulls sind längst den Weg alles Irdischen gegangen, das kleine Kirschbäumchen aber, das sich in seinen Gärten prächtig entwickelte, sah gar bald in Italien eine zahlreiche Nachkommenschaft heranwachsen, und heute künden Tausende und Abertausende von Bäumen in den Ländern Europas den Ruhm des alten Roms. Die Kirschbäume erfreuten sich nämlich in kurzer Zeit der größten Beliebtheit. Viele Römer ließen sich viele Sendungen von Bäumen aus Asien kommen, man pflanzte einheimische wilde Bäume mit Edelkreuzern und zog eine Menge Abarten. So berichtet u. a. Plinius: „Unter den Kirschen sind die Aprontianen die züchtesten, die Rutatien die dunkelsten, die Cäcilianen die rundesten. Die Juniaren schmecken am vorzüglichsten, können aber fast nur unter dem Baume selbst genossen werden, da sie so zart sind, daß sie das Begöringen nicht vertragen. Den Preis aber haben die Durcinen, welche man in Campania Plinianen nennt; im Belgischen sind es die Lustanen, dergleichen am Rhein; die Färbung derselben ist ein Gemisch von Dunkelrot und Weiß, so daß sie stets wie halbreif aussehen. Seit weniger als fünf Jahren hat man durch Pfropfen auf Verbeeren auch eine Sorte Laurea hervorgebracht, die eine nicht unangenehme Herbigkeit hat. Es gibt auch macedonische von einem niedrigen Baume und einem noch kleineren Strauche, den man Chomalekaios (Prezgerische) nennt. Der Kirschbaum ist dem Gärtner durch seine am frühesten reife Frucht zuerst dankbar. Er liebt einen nördlichen, kühlen Standort. Die Frucht trocknet man auch an der Sonne und bewahrt sie wie die Oliven in Fässern.“

Man hat ja den Ruhm des alten Lufull zu schmälern gesucht, indem man nachwies, daß bereits in der Bronzezeit, also etwa 2000 Jahre vor Lufull, die Kirsche in Etrurien heimisch war. In den Pfahlbauten des Schwarz-, Österreich und Norditaliens fand man vielfach Kirschkerne, die zweifellos beweisen, daß man lange vor den Römern Kirschen in Europa sah. Das war aber die kleine unscheinbare Frucht des Vogelkirschbaums, und Lufull geküht ungewisselhaft das Verdienst, die großfrüchtige Süßkirsche nach Europa gebracht und ihre Kultur veranlaßt zu haben. Später lernte man in Rom auch die Sauerkirsche kennen und süßen, auf zwei Wandgemälden Pompejis sind Kirschen gemalt, die nach dem Zeugnis ten Nachleuten als Sauerkirschen anzusprechen sind.

Von Italien aus wanderte der Kirschbaum weiter, und bereits 124 Jahre, nachdem Lufull den Baum nach Rom gebracht, finden wir ihn in den Ländern des Rhodns, in Belgien und Britannien. Hier, in den ehemaligen Barbarenländern, trug der Baum sogar noch aromatischeren Früchte als an den Ufern des Mittelmeeres, wo ihm das Klima unter der Einwirkung der See zu gleichmäßig milde war. Mit dem Baum selbst übernahm man auch seinen Namen, denn das Wort Kirsche geht zurück auf das Lateinische *cerasus*, das nieder auf die kleinasiatische Stadt Cerasus hinweist, aus der Lufull die Kirsche nach Italien einführte. Aborigens hatten nicht etwa die Obstbäume der Gegend von Cerasus ihren Namen von der Stadt empfangen, sondern es war umgekehrt, die Stadt hatte ihren Namen nach der Hauptfrucht der Landschaft erhalten.

Heute finden wir den Kirschbaum fast in ganz Europa, und namentlich in Deutschland hat man sich seiner Pflege mit ganz besonderer Liebe gewidmet. Der Oberrhein, das

Alte Land an der Elbe — Hamburg gegenüber —, Sachsen, Thüringen, die Mark (Werder) und andere Gegenden sind ja rühmlichst bekannt durch ihre prächtigen Kirichen, ebenso gibt es in Tirol, der Schweiz, Frankreich, Holland und Dalmatien weitgehende Kirichkulturen. Hier und da, namentlich in der Schweiz und im Schwarzwald, bereitet man aus ihnen auch das bekannte „Kirichwasser“, den Kirichbranntwein, der in dem englischen Cherry Brandy und im dalmatischen Maraschini (benannt nach der Sauerkirich: marasca) besonders vornehme und bevorzugte Gefährten eckolten hat.

Die Kirichernte ist natürlich eine frohe Zeit, und in manchen Gegenden werden besondere Kirichfeste abgehalten. In der Schweiz gelten die Kirichen, die an den Bäumen auf dem Gemeindelond, der Allmend, reifen, als Gemeingut der betreffenden Markgenossenschaft. Im Züricher Alstetten herrschte noch im vorigen Jahrhundert der Brauch, daß die Geistlichen in der Kirich an einem Sonntag, wenn die Kirichen reif waren, die sogenannten Kirichensegen sprachen. Ihr Amen gab das Zeichen zur Besitzergreifung. Die Letzte eilten hinaus auf die Allmend, und wenn es gelang, als Erster einen Baum mit den Armen zu umfassen, dem gehörte dessen Ertrag.

Am bekanntesten von allen Kirichfesten dürfte aber wohl das zu Raumburg sein. Dort ziehen noch alljährlich die Kinder mit ihren Lehrern und Eltern ins Freie, schmücken sich mit Grün, belustigen sich mit Spiel und Tanz und werden mit Kirichen bewirtet. Aber den Ursprung des Festes erzählt man sich bekanntlich eine hübsche Geschichte. Nach ihr kamen die Hussiten unter ihrem Führer Prokop auch nach Raumburg, der die Stadt wegen ihres hartnäckigen Widerstandes mit Feuer und Schwert verheeren und seines Einwohnern schonen wollte. Lange wehrte die tapfere Bewohnererschaft alle Angriffe der Hussiten ab, schließlich machte aber der Mangel an Nahrungsmitteln alle Hoffnungen zuschanden, man entschloß sich zur Übergabe, wenn Prokop Milde walten lassen wollte. Dieser wiederholte aber seine Drohung, und alle Bemühungen, ihn umzustimmen, waren vergebens. Da machte ein Schlosser namens Wilhelm Wolf den Vorschlag, die Eltern sollten ihre Kinder in das Hussitenlager schicken, um durch ihren Anblick das Herz des grausamen Heerführers zu erweichen. Mit weißen Kleidern angetan, zogen bald darauf 223 Knaben und 321 Mädchen zur Stadt hinaus, und ihren Bitten gelang es, das Unheil abzuwenden. Prokop nahm sie freundlich auf, bewirtete sie mit Kirichen, Schoten und Wein und erklärte, von einer weiteren Bedrohung Raumburgs absehen zu wollen.

„Dem Prokopem tat es scheinen,
Kirichen kauft er für die Kleinen;
Jog darauf sein langes Schwert,
Kommandierte: Rechtsum kehrt!
Hinterwärts von Raumburg.“

Aus Freude über diese unerhoffte Rettung beschloß man in Raumburg, jedes Jahr den Tag feierlich zu begehen. Die Kinder sollten alle Jahre an den Ort ziehen, wo das Lager der Hussiten gestanden, und dort in eigens dazu errichteten Hütten mit Obst, Bier und Wein erfrischt werden, dann ein nahe bei der Stadt liegendes Schotenfeld plündern und abends ihren Rückzug mit klingendem Spiel, mit grünen Zweigen in der Hand, und dem Rufe: „Hussitensieg!“ halten dürfen. . . . Die mit einer Menge von Einzelheiten ausgeschmückte Erzählung hält freilich von der geschichtlichen Forschung nicht stand, von einer Belagerung Raumburgs durch die Hussiten ist nirgends die Rede. Wahrscheinlich ist das Kirichfest der Überrest einer alten Frühlingsfeier.

In den Volksbräuchen spielen sonst der Kirichbaum und seine Früchte keine allzu bedeutende Rolle. Am verbreitetsten ist wohl die Sitte, am St. Barbarastage (4. Dezember) Zweige vom Kirichbaum zu schneiden und im Zimmer zum Blühen zu bringen. Entwickeln sich die Knospen schnell und reichlich, so gibt es einen milden Winter und ein fruchtbares Jahr. Die jungen Mädchen brechen diese Zweige gern am Andreasabend, dem großen Schicksalstag aller Heiratslustigen. Jeder Zweig wird einer bestimmten Person gewidmet. Das Mädchen, dessen Zweig am Weihnachtsheiligabend die meisten Blüten trägt, heiratet zuerst. In Böhmen stecken die Dorfschönen die Blütenzweige dann ins Nieder, um durch „Zauber“ den Burtschen anzuziehen, den sie im stillen lieben.

Was haben Friedrich den Großen seine Kriege gekostet? Friedrich der Große hat gesagt, daß es im Kriege vor allem darauf ankomme, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten,“ und in einer Zeit, wo Deutschland in viel gewaltigerem Umfange seine finanzielle Kriegsrüstung nach dem gleichen Grundsatz durchführt, ist es von erhöhtem Interesse, zu erfahren, in welcher Weise der große König, dessen Kampf gegen eine Welt von Feinden dem unseren so ähnlich ist, die Geldkräfte seines Landes mobil machte. Auf Grund eingehender Forschungen unterrichtet darüber der bekannte Friedrich-Forscher Prof. Gustav Berthold Wolf in einem Aufsatz der „Deutschen Rundschau“. Friedrichs Vater hatte mit dem Staatschatz von 10 Millionen Taler, den er gesammelt, einen Schimmer des Reichtums um Preußen gebreitet, so daß Kaiser Karl VI. sich noch kurz vor seinem Ableben um eine Anleihe bei König Friedrich bemühte. Dieser gefüllte Staatschatz gab dem jungen König die Möglichkeit, für die Erwerbung Schlesiens das Schwert zu ziehen. Nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges war der Staatschatz auf 3 Millionen Taler zusammengeschmolzen; als Friedrich 1741 zum zweiten Mal zum Kampf gegen Österreich auszog, hatte er bereits wieder fast 6 Millionen zusammen; aber im Herbst des Jahres 1745 war der Staatschatz fast völlig aufgebraucht, obwohl Friedrich schon lange vorher das sämtliche Silbergerät im Reichen Saal des Berliner Königsschlusses bei Nacht hatte in die Münze schaffen lassen. Sofort Friedensschluß ging er daran, den Staatschatz aufzufüllen, und zwar wollte er 20 Millionen Taler anhäufen, weil ihm eine Rüstung auf einen Krieg von vierjähriger Dauer mit 5 Millionen Kosten pro Jahr notwendig erschien. Als im Sommer 1756 aber der neue Krieg vor der Tür stand, hatte er im Staatschatz erst etwas über 13 Millionen Taler; dazu kamen noch die Summen aus mehreren kleineren Kassen, die den dem König für den Krieg zur Verfügung stehenden Betrag auf 15½ Millionen Taler erhöhten. Auch die Getreidemagazine waren für den Kriegsfall gefüllt: es lagerte in ihnen ein Vorrat von 53 000 Wispeln, die noch Friedrichs Berechnung eine Armee von 100 000 Mann fast zwei Jahre ernähren sollten. Aber der große König hatte, ein so guter Rechner er war, die Kosten dieses gewaltigen Krieges unterschätzt. Sie stellten sich am mehr als das Doppelte höher, als er angenommen hatte. Seine Annahme, daß die außerordentlichen Ausgaben für den Feldzug jährlich nicht mehr als 5 Millionen Taler betragen würden, erwies sich als falsch; allein für das Jahr 1757 brauchte er 11 bis 12 Millionen. Bereits Mitte April 1758 war der Staatschatz völlig erschöpft. Das Hauptmittel, das heute dem Staat das Geld zur Fortführung des Krieges liefert, die innere Anleihe, kam bei der Armut des damaligen preussischen Staates nur in sehr begrenztem Umfang in Betracht. Die Not zwang Friedrich zu einem Versuch, und wirklich brachten die Märkischen Ritterschaft fast 3 Millionen, Schlesien und Ostpreußen je 1½ Million im Jahre 1757 auf, aber diese Summen waren im Frühjahr 1758 schon wieder ausgegeben. Dazu kam, daß die Staatseinnahmen mehr und mehr versiegeten; der Ausfall von Einnahmen während des Krieges betrug bei der Generaldomänenkasse 11 Millionen Taler, bei der Generalkriegskasse 15 Millionen, und schließlich lieferten beide Kassen überhaupt nichts mehr an die Staatskasse ab. Es bedurfte der ganzen Finanzkunst Friedrichs, um trotzdem den Krieg bis zum kriegreichen Ende „durchzuhalten“. Große Einnahmen sicherte er sich zunächst einmal durch die Kontributionen, die er in Feindesland, besonders in Sachsen, erheben ließ. Sachsen lieferte ihm zunächst jährlich 5 Millionen Taler, 1½ Millionen weniger, als das Land in Friedenszeiten dem Kurfürsten hatte zahlen müssen. Seit 1760 mußte Sachsen aber mehr zahlen, und im ganzen lieferte es 18 Millionen Taler. Mecklenburg und Schwedisch-Pommern brachten noch weitere 5 Millionen. Nach dem englischen Subsidienvertrag erhielt Friedrich von den Briten jährlich 5½ Millionen Taler, aber nur 4 Jahre, von 1759—1761. Da er aber die Silberbarren der englischen Subsidien seit 1760 zu geringerem Münzfuß ausprägen ließ, so erhöhte er die Gesamtsumme, die die Engländer zahlten, auf 27½ Millionen Taler. Überhaupt mußte der König

zu dem bedenklichen Mittel der Münzverschlechterung seine Zuflucht nehmen und aus der feinen Karl Silber, die nach dem richtigen Münzfuß 14 Taler lieferte, 18, dann 30, zuletzt sogar 40 Taler prägen. So entstanden jene munderwertigen Münzen, wie sie private Unternehmer, besonders der Münzjude Erhaim, unter Volk brachten und von denen es hieß: „Von außen schön, von innen schlimm, / Von außen Friedrich, von innen Erhaim.“ Auf diese Weise strömten in den Kassen Friedrichs während des Siebenjährigen Krieges 170 Millionen Taler zusammen, und da er beim Friedensschluß noch 30 Millionen dar hatte, so hatte ihn der Krieg 140 Millionen Taler gekostet. Glücklich hatte er es durchgeseht, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten.“

Der französische Film — das Paradies der Verbrecher. Es ist schwer, sich über den Einfluß auf die Kriminalität in Frankreich ein einigermaßen genaues Bild zu machen, da die französische Presse sich in letzter Zeit ziemlich einseitig über diesen Gegenstand ausschweigt. Auffällig aber ist das gesteigerte Interesse des Publikums für Verbrechen aller Art, das sich in den Programmen der französischen Kinotheater kundtut. Die Blutrünstigkeit und Abscheulichkeit der französischen Filme hat in den letzten Monaten in so außerordentlicher und auffälliger Weise zugenommen, daß die Pariserblätter, die doch gewiß viel Boulevarddramatik enthalten können, nicht mehr mit ihrer Entrüstung zurückhalten. „Seit einiger Zeit“, schreibt der „Temps“, „sieht man in den französischen Lichtspieltheatern fast nur noch Verbrechensfilme von einer Roheit und Kenntnis modernster Kriminalistik, die den allgemeinen Unwillen erregen müßten. In diesen Filmen, in denen es sich stets um mehr oder weniger komplizierte grausame Verbrechen handelt, spielen nicht nur die blanken Dolche und feuer speienden Revolver ihre genügend bekannte Rolle, sondern auch die moderne Chemie mit Giftmischern, giftigen Gasen und Pillen bildet eine ebenso große wie zu verwerfende Anziehungskraft. Ein ganzes Arsenal von Mordwaffen, ein ganzes Laboratorium voll schleichender Mittel zur Tötung der Opfer werden aufgebieten, um dem Publikum die gewünschten Sensationen zu verschaffen. In jedem Film erblickt man Karabiner, Pistolen, Drowningrevolver, Messer, Scheren, Schnüre zum Erhängen, Giftflaschen und Giftnadeln. Und jedesmal erlebt man Taten furchtbarster Art. Flucht im rasenden Auto, Flucht über Dächer, und Opfer für Opfer werden aufgeschauelt, um den „Geschmack“ des Publikums zu befriedigen. Die Banditendramen bilden augenblicklich das größte Interesse aller Franzosen, die die Filmtheater besuchen, Diebe, Räuber, Entführer, Giftmischer, Totschläger sind die Helden. Warum fragt man, alle diese gemeinen Abscheulichkeiten, warum diese blutrünstigen, der Gesehe spottenden Geschehnisse? Genügt die Tragik der Stunde nicht den wilden Instinkten? Nein, die Zivilisten, die in Paris oder sonstwo in der Heimat leben, brauchen scheinbar solche Sensationen, um ihre Gemüter zu befriedigen! Sucht man sich auf diese Weise den ewigen Gedanken über den Krieg zu entziehen? Diese Art der „Zerstreuung“ ist ebenso verwerflich wie traurig, und sie läßt Schlüsse zu, die nicht gerade mit Stolz erfüllen. Während die französischen Soldaten an der Front verbluten, jäheln die französischen Zivilisten in den Filmtheatern den abscheulichsten Verbrechen Beifall. . . .“

Farbige Engländer haben schon vor 150 Jahren einmal für Old England gegen Weiße als Kanonenfutter dienen müssen. Und zwar in dem großen Unabhängigkeitskriege, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen das Mutterland führten. Sehr zeitgemäß ist deshalb ein Aufsatz, den Prof. Dr. Hermann Onken in Heidelberg über diese Weltkrisis des 18. Jahrhunderts in *Belhagen und Alafings Monatsheften* veröffentlicht. Wir können uns nicht versagen, aus dieser sehr lesenswerten Arbeit einige Zeilen mitzuteilen. Es heißt dort: Die parlamentarische Aristokratie Englands, die daheim nur über ein Söldnerheer verfügte, hätte den Kampf gegen die Volkskraft der amerikanischen Willigen nur gewinnen können, wenn sie imstande gewesen wäre, ihr ein englisches Volksheer entgegenzustellen; das war bei der Struktur des englischen Staates eine Unmöglichkeit. So mußte sie sich bescheiden, den Versuch zu machen, ob sich der Sieg nicht mit anderen Mitteln an ihre Fahnen fesseln lasse: mit Hilfe von Wilden, von fremden Soldheeren, mit Hilfe schließlich der Flotte.

So haben denn die Engländer es nicht verschmäht, mit Hilfe der Indianer ihr eigenes Fleisch und Blut zu erdrücken. In den Meldungen englischer Truppenführer findet man triumphierende Berichte über Hunderte von erbeuteten amerikanischen Sklaven. Gegen Engländer und Indianer zusammen haben die tapferen Deutsch-Amerikaner aus der Pfalz unter Führung von Nikolaus Herzheimer im Rohawtale gekämpft. Im Oberhause aber wagte Lord Suffolk die Verwendung von Wilden mit ihren barbarischen Kriegsgewohnheiten mit dem gotteslästerlichen Satz zu rechtfertigen: „Es ist durchaus zulässig, uns aller Mittel zu bedienen, die Gott und die Natur in unsere Hand gelegt haben.“ Da erhob sich gegen diesen harten und gewissenlosen Geist, der zu allen Zeiten der Erbauer des englischen Weltreiches gekennzeichnet hat, der schon altersschwach gewordene Karl Chatham (der ältere William Pitt) mit den Worten: „Aber, Mylords, wer ist der Mann, der es gewagt hat, zu dem Unheil des Krieges mit unseren Waffen den Tomahawk und das Skalpiermesser der Wilden zu vereinigen? Dem erbarmungslosen Indianer die Verteidigung strittiger Rechte zu überlassen und die Schrecken ihrer barbarischen Kriegsweise über unsere Brüder zu bringen. . . eure protestantischen Brüder, um ihre Heimat zu verwüsten, ihre Wohnungen zu zerstören, ihre Rasse auszurotten, ihren Namen auszulöschen.“

Heute hat sich im englischen Parlament bisher kein Mann gefunden, der gegen die Verwendung von Indianern und anderen Kolonialtruppen gegen unsere deutschen Soldaten Einspruch erhoben hätte. Der Barrabass-Geist unserer englischen „Betteln“ hat sich eben in der Zwischenzeit noch reiner und schärfer herausgebildet.

Die ersten Spuren des fossilen Menschen in Deutsch-Ostafrika. Die zahlreichen Expeditionen zur Sammlung altsteinzeitlicher Funde, die im Sambesi- und Oranjegebiet Südafrikas, im Somaliland Nordafrikas, in den ägyptischen, tunesischen, algerischen, marokkanischen Gebieten Nordwestafrikas und im Niger- und Kongogebiet des westlichen Zentralafrika mancherlei Erfolge aufwiesen, haben nunmehr durch einen bemerkenswerten Fund im südlichen Teil Deutsch-Ostafrikas, der das Ergebnis der sog. Tendaguru-Expedition war, eine wissenschaftlich wertvolle Bereicherung erfahren. Erst jetzt kann man sagen, daß die entdeckten paläolithischen Artefaktfundstätten durch das Hinzukommen des Tendaguru-Fundes sich über den ganzen Boden des afrikanischen Kontinents ausbreiten. Der von dem Eiszeitgeologen Dr. Emil Werth beschriebene Fund der Tendaguru-Expedition besteht nach den von Dr. Adolf Heilborn in der „*Umschau*“ veröffentlichten Ausführungen aus einem Faustkeil und einem sog. „Diskus“. Der Faustkeil wurde auf dem Tendaguru selbst entdeckt, der Rundschaber (Diskus) ein wenig unterhalb desselben. Einige Stücke derselben Periode, deren Formen aber weniger ausgeprägt sind, ergänzen den Fund. Der Faustkeil kann nach seiner Form und der noch gut zu erkennenden Art, in der er gearbeitet wurde, sehr wohl mit anderen typischen Artefakten verglichen werden. Er ähnelt den steinzeitlichen Werkzeugen der Massischen Fundstätten in Frankreich, nur seine Ausmaße sind geringer, da er nicht mehr als 7 Zentimeter lang und 3,5 Zentimeter breit ist. Solche Verschiedenheiten aber werden nach der Meinung Dr. Heilborns häufig durch das verwendete Material selbst bedingt. Es erscheint wahrscheinlich, daß eine weitere systematische Durchsuchung in der Gegend des Tendaguru auch zu einer weiteren Ausbeute an von Menschen hergestellten Steinwerkzeugen führen dürfte. Dieses Gestein, in dem man Quarz- und jaspisartigen Charakter erkannte, ist allein in der ostafrikanischen Steppenprovinz für die Herstellung von Werkzeugen geeignet. Durch den geschlossenen Fund wird von neuem die Annahme bestätigt, daß in den frühen alten Steinzeiten auch Afrika von Menschen besiedelt wurde. Und die Hypothese von der Einwanderung der Neandertal-Menschheit aus Afrika zu Beginn der zweiten Zwischenzeit gewinnt hier noch mehr an Bedeutung. Denn der gefundene Faustkeil war gerade für die Neandertaler als Waffe und Werkzeug typisch. Diese Schlussfolgerung aber läßt in logischer Fortsetzung auch auf eine ungefähre Gleichheit der Gesamtmenschen in jener Vorzeit schließen.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Gestern Morgen entschlief sanft im 99. Lebensjahre

Seine Exzellenz, Wirklicher Staatsrat
Professor **John von Rarhan.**

Sonnenberg-Wiesbaden,
den 19. Juli 1916.

In tiefer Trauer:
Die Hinterbliebenen.

Die Trauerfeier findet am Freitag, den 21. Juli, vormittags $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, in Sonnenberg, Wiesbadener Straße 83 statt, daran anschließend die Beisetzung auf dem Nordfriedhof.